

Zur geschichtlichen Herkunft
eines aktuellen Slogans

Islam heißt einträchtiges Nebeneinander

Johannes Thomas

Dass Islam nicht nur im Sinne der sprachlichen Ableitung vom Arabischen „silm“ Frieden bedeute, predigen zuweilen freundliche Imame in Schulen, wenn deren mehrheitlich muslimische Schüler ihre nicht muslimischen Mitschüler als „Ungläubige“ terrorisieren. Inwieweit die Imame damit die sich meist auch aus anderen als religiösen Quellen speisende Aggressivität der jungen Muslime dämpfen können, ist ungewiss. Immerhin aber sollte die beharrliche Verkündigung dieser Friedensbotschaft zu einer positiveren Wahrnehmung des Islam beitragen können. Auch Politiker und Medien werben mit diesem Slogan, um damit ehrbare Zwecke zu verfolgen wie etwa die Beförderung von Toleranz, von Völkerverständigung oder von intensiveren Wirtschaftsbeziehungen mit islamischen Staaten.

Gleichwohl kann der Slogan immer noch nicht überall eine durchschlagende politische Wirkungsmacht entfalten, was möglicherweise daran liegt, dass die Bevölkerung immer wieder und nicht nur im Umfeld des 11. September von Terrorwarnungen, von Morden an Christen, aber auch an Muslimen im Namen Allahs hört. Dass solche religiös legitimierten Gräueltaten nur Fundamentalisten zuschreiben seien, wie viele um Integration besorgte Wissenschaftler immer wieder betonen, lässt die von den Tätern selbst vorgenommene Verknüpfung von Terror und islamischem Glauben offenbar nicht in den Augen aller gegenstandslos werden.

Der Gegensatz zwischen Friedensbotschaft und Terror wird durch die meisten Koranauslegungen nicht aufgehoben. Deshalb wird hier eine metakritische Betrachtung vorliegender Interpretationstendenzen versucht.

Tendenzen der Koraninterpretation

Man kann sie grob in zwei Gruppen unterteilen. Die einen heben die Schriftbesitzern (Juden, Christen, Sabier) gegenüber freundlich klingenden Aussagen des Korans hervor, andere wiederum die aggressiv-gewalttätig klingenden. Traditionell bringt man die unterschiedlichen oder gar gegensätzlichen Aussagen in eine historisierend harmonisierende Ordnung. In islamwissenschaftlichen Untersuchungen wird dabei meist auf die sunnitische Tradition verwiesen, nach der die toleranten und Gemeinsamkeiten mit Christen wie Juden betonenden Aussagen einer frühen, der mekkanischen Periode zuzuordnen seien. Sie hätten später, in der sogenannten medinensischen Periode, ihre Geltung zugunsten einer den Schriftbesitzern weniger freundlich gestimmten, mehr politisch-militärisch akzentuierten Offenbarung verloren.

Der Koran selbst scheint eine solche Historisierung nicht vorzunehmen. Hier findet sich eine Fülle positiver Aussagen zu den Schriftbesitzern (u. a. 2: 62, 136; 3: 64, 4: 163; 5: 44–47; 21: 25; 29: 4; 33: 7), daneben auch die Unterscheidung zwischen negativ apostrophierten Juden und positiv bewerteten Christen (3: 113–115; 5: 65–66, 82), die Apostrophierung tri-

nitätsgläubiger Christen als Ungläubige und „Beigeseller“ (5: 68–75; 9: 30–31), Vorwürfe an die Adresse der vielen schlechten Juden (2: 61, 87; 5: 43), Androhungen von Strafen im Diesseits wie im Jenseits für Ungläubige (9: 3–5), Kriegsaufrufe gegen Feinde des Islam (4: 89–90), unter anderem gegen die, die einmal Muslime aus Ländern vertrieben hätten und die nun ihrerseits aus diesen Ländern zu vertreiben seien (2: 191; ein aktuelles Thema etwa für Spanien), die Verklärung des Tötens von Feinden als Weg Gottes (4: 74; 9: 111) und so weiter.

Innerhalb der islamischen Gemeinschaft sind insbesondere alle Ansätze zu Spaltungen zu bekämpfen (3: 103–105; 6: 159), denn wenn Gott auch in der Vergangenheit Spaltungen unter denen, denen er seine Offenbarungen gesandt hat, nicht hat verhindern wollen (5: 48; 11: 118; 16: 93), so soll es jetzt damit ein Ende haben. Gleichwohl sagt der sogenannte Toleranzvers: „Kein Zwang in der Religion“ (2: 256); seine Geltung wurde allerdings in der sunnitischen Tradition vielfältig eingeschränkt.

Kein Streit über Gottes Worte

Meine These lautet nun, dass sich der Koran mit dem Bekenntnis zur Eintracht bei gleichzeitiger Verkündigung von vielfältig disparaten Aussagen unter anderem gegen die pro-trinitarische Parteinahme von Byzanz im Streit um die rechte Christologie positioniert. Dass „Islam“ so etwas bedeutet wie Abwesenheit von Streit, insbesondere über Jesus, bezeugt der erste Beleg für diesen Begriff in einer Inschrift im Jerusalemer Felsendom. Nach gängiger Lesart heißt es hier: „Die (in Übersetzungen oft ergänzt mit „einzige“) Religion bei Gott ist der Islam.“ Der Text fährt dann fort: „Denn diejenigen, denen die Schrift gegeben wurde, sind in Widerspruch (dazu) geraten, nachdem ihnen das Wissen zuteil geworden war, indem sie untereinander disputierten.“ „Islam“

ist also offenbar nicht ein Name für eine bestimmte Religion, sondern bezeichnet den Gegensatz zum Streit über Gottes Worte. Er meint im Kontext der christologischen Jerusalemer Inschrift Einvernehmen hinsichtlich des rechten Schriftverständnisses von Jesus, dem Messias.

„muhammad(un)“ heißt „gelobt sei“

Die Inschrift im Innern des Oktogons wendet sich im Übrigen an „das Volk der Schrift“, also in einem Kontext, in dem es allein um das Verständnis von Jesus als Messias geht, an dessen christliche Besucher. Von einem Propheten Muhammad ist entgegen üblicher Lesart hier keine Rede; als Eigenname ist Muhammad auch laut *Encyclopedia of Islam* erst viel später belegt. Das hier vorkommende Wort „muhammad(un)“ ist demnach als Verbform zu lesen und mit „gelobt sei“ (Christoph Luxenberg) zu übersetzen, denn mit dem, der hier als zu lobender Knecht Gottes und Gottes Gesandter angesprochen wird, ist an allen weiteren Stellen ausdrücklich niemand anderes als Jesus, der Messias gemeint: „denn der Messias, Jesus, Sohn der Maria, ist der Gesandte Gottes und sein Wort, das er in Maria hinein gegeben hat, und Geist von ihm“; „der Messias wird es nicht missachten, Gottes Knecht zu sein“; „Gott, segne Deinen Gesandten und Knecht Jesus, Sohn der Maria“. Das Vorkommen von „muhammad(un)“ nicht als Eigenname, sondern als Verbform findet Parallelen auch in christlich-arabischen Texten, in denen etwa dem lateinischen Satz „Benedictus qui venit in nomine Domini“, der ebenfalls keine Person namens Benedikt meint, sondern eine Verbform verwendet, der Satz „mohammad(un) al-’āfī bismi r-rabb“ entspricht.

Die Mohammed-Formel „MHMD“ taucht im Übrigen auf Münzprägungen dieser Zeit auf, die den vorislamischen Perserkönig Kosrau II. und einen stilisierten Feueraltar abbilden, oder auch auf

Münzen, die einen christlichen (?) Herrscher mit Langkreuz in der Hand zeigen.

Die im Felsendom verkündete christologische Botschaft, die sich aus verschiedenen koranischen Aussagen zusammensetzt, aber auch nicht koranische Textelemente beinhaltet, entspricht Auffassungen, wie sie im frühen syrisch-arabischen Christentum entwickelt worden waren. Sie werden hier gegen eine Trinitätslehre ausgespielt („sagt nicht ‚drei‘“), welche die Byzantiner unter anderen gegen die sogenannten Nestorianer und die Monophysiten mit Feuer und Schwert durchzusetzen suchten. Gegen solchen innerchristlichen Streit scheint der Koran das einträchtige Nebeneinander von Disparatem setzen zu wollen. Islam statt Streit über Jesus, lautet die Devise. Schließlich sind sie ja alle „Muslime“, Juden ebenso wie Christen, denn „Muslim“ heißt als arabische Form des aramäischen „meschim“ nichts anderes als „Anhänger einer bestimmten Schriftauslegung“.

Tradition des „Concordia“-Gedankens

Die Widersprüchlichkeit der koranischen Aussagen ist also kein Manko. Vielmehr steht das Prinzip des Nebeneinanders von Disparatem und Gegensätzlichem ganz in der Tradition des römischen und persischen „Concordia“-Gedankens. Deshalb bedürfen die verschiedensten, auch gegensätzlichen Aussagen auch nicht der historisierenden Harmonisierungsversuche, die im Übrigen bislang noch nie zu einer einvernehmlichen Einigung über die Geltung oder Nichtgeltung von Koranversen geführt haben.

Auch die Architektur und die innere Ausstattung des Felsendoms verweisen nicht auf Islamisches im heutigen Sinn, sondern auf die fortwirkende Vitalität byzantinischer und persischer Traditionen. Der oktogonale Bau erinnert an San Vitale in Ravenna, hinsichtlich der Bauprinzipien und Maße der Kuppel auch an

die Jerusalemer Anastasis-Rotunde. Der innerste Bereich des Heiligtums wird von vier massiven Pfeilern umgrenzt, ähnlich wie in den persischen Feuertempeln. Die Ikonografie der Mosaiken im Innern des Oktogons belegt die Übernahme vor allem christlich-byzantinischer Motive. Das gilt für die pflanzlichen Muster ebenso wie für die vielfältigen Schmuckdarstellungen (Gemmen, Diademe, Kronen); daneben finden sich, wenn auch in sehr viel geringerem Umfang, einige persische Motive.

Fortführung jüdisch-christlicher und antiker Motive

Mit der Wahl des Bauplatzes des Felsendoms knüpfte der Omayyade 'Abd al-Malik ebenso an jüdische wie an syrisch-christliche Traditionen an. Die Juden hatten hier die Opferung Isaaks durch Abraham sowie den salomonischen Tempel verortet. In syrisch-christlicher Tradition war der Felsen daneben noch der Ort der Erschaffung Adams, der Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkunft Jesu, kurz, der Mittelpunkt der Welt.

Die (modifizierte) Fortführung jüdischer Traditionen wird unter anderem deutlich sichtbar auf Münzen mit einem fünfarmigen Leuchter und auf Bleiplomben aus der Zeit 'Abd al-Maliks. Auf dem Avers findet sich eine am Rande umlaufende Inschrift mit dem islamischen Glaubensbekenntnis. Das Hauptfeld ist gegliedert durch ein großes griechisches Alpha. Unter dessen Dach schauen sich zwei Vögel (Pfauen?) an. Auf der Rückseite sind zwei Tiere abgebildet, eines offenbar ein Raubtier (Panther?), das andere in Demutshaltung auf dem Boden liegend (Lamm?), dazwischen ein Adler-Emblem. Über den zwei Tierdarstellungen liest man die Inschrift „Filastin“ (Palästina). Auf dem Rand sind an Reben hängende üppige Trauben dargestellt. Die ganze Prägung verweist also auf das „Gelobte Land“ und auf ein neues Zion.

Bei der Ausgestaltung ihrer Wüstenpaläste haben die Omaiayaden vor allem auf heidnisch-hellenistische (Dionysos), teilweise vielleicht auch christlich umgedeutete Motive zurückgegriffen. Baumeister, Bildhauer, Freskomaler und Mosaikspezialisten waren nach allgemeiner Ansicht sämtlich syrische Christen. Auf den Freskomalereien von Qusayr 'Amra sind dargestellt athletische Wettkämpfe, die Jagd auf Wildesel, Tänze, Personen, die Instrumente spielen, Frauen, bekleidete ebenso wie halb nackte und nackte. Daneben finden sich allegorische Gestalten, welche etwa die Poesie, die Geschichte und die Philosophie verkörpern und mit den entsprechenden griechischen Termini bezeichnet sind.

Eine weitere Darstellung hat Cupido und den Dionysos-Ariadne-Mythos zum Gegenstand. Die Gewölbe der Durchgänge zeigen detaillierte Abbildungen von Tieren der Region. Alle diese Motive sind aus einer Fülle spätantiker Paläste rund um das Mittelmeer allgemein bekannt. Eine an sassanidische Motive anknüpfende Darstellung zeigt sechs Könige, die einem Christus Pantocrator huldigen, der über Meer und Himmel herrscht und einen Heiligenschein trägt. Dergleichen heterogene Vielfalt entspricht zweifellos dem Prinzip der „concordia“ nach dem Vorbild Manis. Ebenfalls hellenistisch-sassanidische Motive, und zwar hier in sehr viel größerer Zahl, finden sich in den omaiyadischen Wüstenpalästen Qasr a-Hayr al Garbi und Khirbat al-Mafjar. Die meisten Gewölbe in diesen Palästen sind bedeckt mit Weinreben und Granatapfelzweigen als Fruchtbarkeitssymbolen. Darstellungen von Weinreben, Lese, Weinstöcken und Trinkern verweisen auf den Dionysos-Kult.

Dergleichen heute „unislamisch“ anmutendes Nebeneinander christlicher und paganer Traditionen, nicht zuletzt die Darstellung halb nackter und nackter Frauen, erklärt sich keineswegs daraus, dass die

Omaiayaden von zweifelhafter Orthodoxie gewesen wären. Auch die Abbasiden blieben dem Prinzip des Nebeneinanders noch bis weit in das neunte Jahrhundert treu. Der Kalif Al-Amîn etwa ließ seinen Palast in Bagdad mit Bildern ausstatten, die dokumentieren sollten, was sich in den Ruinen der vorislamischen Perser an Bildnissen erhalten hatte. Nach ihm wird Samarra als Residenzstadt ausgebaut. Hier haben deutsche Archäologen reiche Zeugnisse einer hellenistischen Kunst gefunden, die durch die Bildtraditionen des lange hellenistisch geprägten Baktrien (heutiges Südturkestan/Nordafghanistan) bestimmt ist. Das sogenannte spiralförmige Minarett in Samarra folgt jedoch einem ganz anderen Modell, nämlich dem der altbabylonischen Zikkurat.

Erinnerung an die Blüte gegen Regression

Diese Zeit der „concordia“ ist zugleich die Blütezeit der Übersetzungen wissenschaftlicher Werke aus dem Griechischen ins Aramäische und ins Arabische, die meist von Christen angefertigt wurden. Es ist der Beginn eines bedeutenden wissenschaftlichen Aufschwungs. Wenn heutige Muslime sich fragen, wie es kam, dass auf die große Blütezeit Jahrhunderte der Stagnation, ja der kulturellen Regression folgten, könnten sie ihren Blick mit Gewinn auf jene Zeiten werfen, in denen Islam offenbar tatsächlich so etwas wie einträchtiges Nebeneinander bedeutet hat. Der türkische Ministerpräsident Tayyip Erdogan scheint in diese Richtung weisen zu wollen, wenn er sich auf Auslandsreisen von einem Chor aus Antakya begleiten lässt, dessen Mitglieder verschiedenen Religionen angehören. In seinem eigenen Land ist er allerdings noch weit entfernt davon, etwa Jesiden, Aleviten oder Aramäern ein eigenes Existenzrecht neben den alles dominierenden Sunniten zu ermöglichen, vom Umgang mit den Kurden ganz zu schweigen.